

Instituts zu erlangen. Gregor XV. wies die Sache an die Kardinalskongregation für Ordensangelegenheiten, aber erst zehn Jahre später traf sein Nachfolger Urban VIII. die Entscheidung. In der Zwischenzeit hatte Maria in Rom und Neapel, Wien und München Schulen gegründet. Das Institut umfaßte elf Häuser mit über dreihundert Mitgliedern, als es 1631 durch die Bulle *Pastoralis Romani Pontificis* aufgehoben wurde, hauptsächlich wegen der fehlenden strengen Klausur. Die Stifterin wurde sogar am 7. Februar dieses Jahres als Kegerin, Schismatikerin und Aufrührerin gegen die heilige Kirche im Angerkloster zu München in strengem Gewahrsam gehalten, aus dem eine persönliche Weisung des Papstes sie am 15. April befreite.

So war Maria Wards Plan, ein weibliches Seitenstück zum Jesuitenorden zu gründen, endgültig gescheitert. Sie selbst hatte die Mitglieder ihres Instituts bald als *Matres Anglae*, bald als Englische Fräulein (*Signorine Inglese*) bezeichnet, aber Freund und vor allem Feind nannte sie gewöhnlich Jesuitinnen oder Jesuitessen. Ein gut Teil der erbitterten Kritik, die besonders der englische Weltklerus an Maria Wards erstem Institut übte, floß aus der Abneigung gegen die Gesellschaft Jesu. Diese selbst verhielt sich sehr zurückhaltend. Der General des Ordens Mutius Vitelleschi, den Maria Ward in Rom besuchte, gab 1627 die Weisung, von den „englischen Jungfrauen“ hochachtungsvoll zu sprechen und ihnen die gewöhnlichen Dienste zu tun, die Verbreitung ihres Instituts aber weder zu hindern noch zu fördern¹.

Mit Erlaubnis des Papstes, der ihr sogar eine Pension auswarf, sammelte Maria Ward eine kleine Schar ihrer Getreuen in Rom um sich, wo sie Schulen für englische Emigrantentöchter errichtete. Auch die Münchner Niederlassung im Paradeiserhaus durfte dank der Fürbitte des Kurfürsten Maximilian weiter bestehen. So bildete sich aus den Trümmern der ersten Stiftung die neue Genossenschaft, die später den Namen *Institutum Beatae Mariae Virginis* erhielt, das heutige Institut der Englischen Fräulein. Maria Ward erlebte freilich die kirchliche Bestätigung nicht mehr; nach England zurückgekehrt, starb sie dort am 20. Januar 1645. Erst 1703 billigte Klemens XI. die Regeln, das Institut selber wurde 1877 von Pius IX. approbiert. Heute entfalten die Englischen Fräulein ihre überaus segensvolle

Erziehungstätigkeit in gegen 200 Anstalten, die über die ganze Welt ausgestreut sind. —

Der eingangs erwähnte Gegensatz zwischen den beiden Entscheidungen löst sich nun so, daß Benedikt XIV. den Unterschied des Instituts der Englischen Fräulein von der durch Urban VIII. aufgehobenen ersten Stiftung Maria Wards, den sog. Jesuitinnen, einschärfte, während unter Pius X. die dadurch nicht berührte Frage, ob Maria Ward Stifterin des später entstandenen Instituts der Englischen Fräulein sei, bejaht wurde.

Es ist begreiflich, daß die Englischen Fräulein eifersüchtig über das Recht wachten, ihr Institut auf Maria Ward zurückführen zu dürfen. Ein Charakter von überwältigender Größe tritt uns in dieser Frau entgegen. Ihr unbeugsamer, folgerichtiger Wille, ihr unerschrockener Mut preßte einem Gegner das bewundernd grollende Wort ab: Stolz wie Luzifer. Eine solche Tatnatur mußte sich schmerzlich wund stoßen an den Schranken, die zeitbedingte Sitten und Gesetze der apostolischen Wirksamkeit der Frau noch innerhalb der von Gott gezogenen Grenzen errichtet hatten. Aber immer beugte sie das Ringen um größere Bewegungsfreiheit unter den Gehorsam gegen die rechtmäßige kirchliche Autorität; mystisch begnadete Gottinnigkeit bewahrte sie davor, daß ihre unentwegte Beharrlichkeit sich zu aufrührerischer Eigenwilligkeit versteifte. —

Liebevoll und sachlich ist das Lebens- und Charakterbild der überragenden Frau nach den Originalhandschriften aus dem 17. Jahrhundert gezeichnet, die das Generalmutterhaus Nymphenburg besitzt. Mit der Verfasserin blättern wir in den vergilbten Briefen, Exerzitiennotizen und autobiographischen Aufzeichnungen Maria Wards, suchen wir ihre geheime, mit Zitronensaft geschriebene Korrespondenz aus der Gefangenenzelle zu entziffern. Duster tut sich die historische Umwelt auf; die Verfolgung unter Elisabeth, die Pulververschwörung, der Dreißigjährige Krieg werfen dunkle Schatten. Um so leuchtender hebt sich von dem schwarzen Zeithintergrund die imponierende Frauengestalt ab, in der Helene Niesch eine Vorkämpferin für das Recht der Frau auf apostolisches Wirken ehrt und verteidigt. Das gibt dem Buch einen liebenswürdig persönlichen Ton.

Sigmund Stang S. J.

Das Wilsbiburger Liebfrauenfestspiel.

Wer in der großen, weiten Welt kennt diesen traumverlorenen, von sanften Hügelwellen ge-

¹ Vgl. B. Duhr, *Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge* II (2. Teil) 193.

tragenen altbayrischen Flecken, dessen Namen auszusprechen einem ungeübten Munde schon beschwerlich fallen könnte? Man glaubt sich um zwei Jahrhunderte zurückversetzt, wenn man über den langgestreckten Marktplatz wandelt, auf beiden Seiten umgeben von schmucken Bürgerhäusern mit den mannigfaltigsten Giebelformen. Und es steht ein grimmer Wächter davor, eifersüchtig bedacht, daß der altertümliche Charakter der Häuserfluchten nicht durch modern-progigie Bauten verunstaltet werde: ein krugiges Einfahrstor mit zwei Türmen, einem großen und einem kleinen, die sich ungefähr ausnehmen wie ein gepanzierter Rittersmann mit seinem wehrhaften Knappen.

Zu diesem Flecken nun bin ich das erste Mal in meinem Leben gepilgert, um der Erstaufführung des Liebfrauenfestspiels beizuwohnen, von dem in den Zeitungen schon des öfteren die Rede war. Wohl war mir der Verfasser des Textes als ernster Dichter längst bekannt, die Tüchtigkeit des Spielleiters ist in ganz Deutschland mit Recht gerühmt, nicht minder die tonschöpferische Kraft des Komponisten, dessen Lieder zum Besten gehören, was auf diesem Gebiet nach Hugo Wolf geleistet wurde. Es war also nur die Frage, ob es dem einfachen Völkchengelang, den Intentionen dieses Meistertriumphirats gerecht zu werden. Es ist gelungen, und zwar so gut gelungen, daß ich dieses Spiel als das weitaus beste von allen halte, die ich bisher gesehen. Weder die Mysterienspiele der Haas-Berkow oder Gumbel-Seiling, Calderon (Geheimnisse der heiligen Messe), Ringeis (Tiburтинische Sybille), noch die Passionsspiele im Münchner Künstlerhaus, im dortigen Herzogspark, in Erl und Oberammergau und andere hatten einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht wie das Wilsbiburger „Marienleben“.

Wilsbiburg, ein alter Marienwallfahrtsort, nimmt durch sein Festspiel eine alte verloren gegangene Tradition wieder auf, die wohl ein Opfer der Aufklärung geworden ist. Heute erwacht wieder allerorten die Spielfreude, und so lag es nahe, daß der Marienort Wilsbiburg mit dem Wahlspruch seiner Maria-Namen-Bruderschaft Semp(er) Mariae servi nicht die Leidensgeschichte des Herrn vorführen wollte, sondern das Leben der seligsten Jungfrau. Vor zwei Jahren noch geschah das in der Form lebender Bilder, die zwar viel Anklang fanden, aber gerade deshalb den Wunsch nach Größerem erst recht rege machten. Der zähen Energie und Entschlossenheit des ersten Bürgermeisters ist es zu danken, daß dieses Größere so schnell zustande kam.

Zuerst mußte ein entsprechendes Bühnenhaus gebaut werden, wobei P. Expeditus Schmidt O. F. M. mit seinen reichen Erfahrungen dienen konnte. Die Bühne selbst ist zweiteilig, die Innenbühne verwandlungsfähig, die Beleuchtungsquellen den Bedürfnissen vollkommen angepaßt. Der Zuschauerraum enthält 550 Sitzplätze, bei denen man nur ein Ansteigen der Reihen nach rückwärts wünschen möchte.

Die Dichtung, die wir dem Mettener Benediktiner P. Bonifaz Rauch verdanken, ist durchweg edel, bilderreich, anschaulich, stellenweise mit köstlichem Humor gewürzt und sticht durch ihren literarischen Wert stark ab von mancher weltberühmten Passionsdichtung. Dabei bleibt sie aber stets volkstümlich in der Sprache sowohl wie im Verweben lieblicher Legenden mit der heiligen Geschichte. An der endgültigen bühnengerechten Redaktion hat auch P. Expeditus Schmidt mitgewirkt. Durch dieses freundschaftliche Hand-in-Handarbeiten des Dichters mit dem Spielleiter kam ein Werk zustande, dessen einheitlicher Fuß vorbildlich ist.

Die Kostümierung sowohl wie auch die Bühnenbilder, die Architekt Joseph Elsner jun., der Palästina aus eigener Anschauung kennt, entworfen hat, sind in jeder Hinsicht geschmackvoll. Ich hätte höchstens den Wunsch, daß manche Baumgruppe nicht so stark stilisiert wäre. Da die ganze Inszenierung nicht auf Stil im Sinne gewisser moderner Mysterienspiele angelegt ist, sondern auf jenem maßvollen Realismus fußt, der in der bildenden Kunst etwa durch den Namen Fugel bezeichnet ist, sollte sich die Naturtreue auch auf solche Nebendinge erstrecken.

Die Bühne hat gerade die richtigen Maßverhältnisse, um die einzelnen Szenen wirklich bildmäßig zu gestalten und wirksame Gruppenbilder zu ermöglichen. Für Massenaufzüge, bei denen die einzelne Figur keinen Eigenwert mehr beansprucht, ist die Bühne freilich zu klein. Ich möchte das nicht nur nicht bedauern, sondern für einen Vorzug halten, zumal bei einem Stücke so intimen Charakters, wie es das Leben der seligsten Jungfrau ist.

Der Spielleiter hatte bei der sprachlichen Einübung seiner Spieler eine schwierige Aufgabe, die sich vor zwei Extremen zu hüten hatte. Einmal mußte die unlebendige steife Art, in die Dilettanten beim öffentlichen Auftreten so leicht fallen, entfernt, sodann das ganz unvolkstümliche Pathetisch-Theatralische hintangehalten werden. Dieses letztere stört bei einem Volksstück noch weit mehr als naive Befangenheit. P. Expeditus Schmidt hat in rastloser Arbeit

diese Aufgabe so glänzend gelöst, daß das Ergebnis seiner Schulung zu Bewunderung hinreißt. Die Leistungen der Hauptspieler waren so gut, daß kaum ein Wunsch übrig blieb. Eine Maria, die alles Sentimentale so geschickt vermeidet und dabei immer warm und mütterlich bleibt wie die Wilsbiburger, habe ich noch nicht gesehen. Weniger gefiel mir Maria als Kind. Der Ton war mir zu deklamatorisch und nicht kindlich-schlicht genug. Die Figur der hl. Magdalena ist meiner bescheidenen Meinung nach, die niemand aufgedrängt werden soll, mehr dem in der bildenden Kunst leider herrschend gewordenen leidenschaftlich-ungestümen Typ abgelauscht als den schlichten Worten der Heiligen Schrift. Rede, Gebärde und Maske, die allzusehr an gewisse Kunstpassionsspiele erinnern, dürften um ein gut Teil gemäßigt werden, um die Überzeugung zu festigen, daß Magdalena ihre innerste Gesinnung gewechselt hat und nicht nur das Objekt.

Von großer Mannigfaltigkeit und oft überraschender Originalität sind die zwanzig Bilder, die in den fünf Stunden an unserm Auge vorüberziehen. Und die Stunden schleichen nicht, sondern eilen, so sehr ist man im Banne dieser lautern und abwechslungsreichen Schau gemütvoller Poesie. Das will etwas heißen, wo selbst ein Wagnersches Musikdrama von gleicher Dauer den Geist merklich ermüdet.

Die volle Abrundung erlangt das Spiel durch eine erlesene Musik, die einen Tondichter ersten Ranges zum Schöpfer hat. Wenn man erfahren hat, was bei Mysterienspielen, zumal ländlichen, in dieser Hinsicht einem feineren Ohre zugemutet wird, dann bedeutet die Wilsbiburger Musik eine doppelt freudige Überraschung. Wie kam unser Meister Heinrich Kaspar Schmid, der Leiter des Karlsruher staatlichen Konservatoriums, in Beziehung zum Wilsbiburger Liebfrauenfestspiel? Was brachte ihn, der es doch gewohnt ist, seine Kompositionen von ersten Kräften aufgeführt zu hören, zum Entschluß, seiner musikalischen Phantasie so bescheidene Grenzen zu stecken, daß die Leistungsfähigkeit ländlicher Dilettanten nicht überschritten wird?

Der Vater des Künstlers war Lehrer in Wilsbiburg gewesen, und so lag es nahe, daß die Bürgerschaft an ihren inzwischen berühmt gewordenen Landsmann herantrat mit der Bitte, die Musik zum Festspiel zu schreiben. Wir alle wollen es ihm herzlich danken, daß er seinem anfänglichen Widerstreben nicht nachgab, sondern zusagte. Denn seine Schöpfung ist eine reizvolle Girlande geworden, die sich um das liebliche Spiel schlingt. Seine Jugenderfahrungen auf Kirchenchören kamen ihm dabei unverkennbar zugute; er wußte, was er ungeliebten Kräften zutrauen durfte, und das war oft herzlich wenig. Die Chorleiter z. B. mußten in recht bescheidenen Grenzen gehalten werden. Trotzdem ist die Meisterhand überall zu spüren. Größere Bewegungsfreiheit hatte der Komponist im orchesterlichen Teile, bei dem auch Landsbühner Spieler mitwirken. So konnte schon die einfachste Singmelodie durch reichere instrumentale Unternehmung zum Blühen gebracht werden. Welch köstliche Perle von Lied ist doch nur das Spinnlied! Wo das Orchester selbständig auftritt — so schon gleich beim ersten Bilde —, nehmen uns bezaubernde Klangwirkungen und Akkordwellen gefangen, und es ist nur zu bedauern, daß alles das so knapp gestaltet werden mußte und auch die herrlichsten Empfindungen nicht ganz zur Entwicklung kommen können, da das Spiel selbst mit unerbittlicher Gebärde vorwärts drängt.

Das Wilsbiburger Festspiel muß Vorbild werden für ähnliche Mysterienspiele. Mögen darum diejenigen in erster Linie hinpilgern, die selbst solche Spiele planen oder bereits bestehende idealer ausgestalten wollen. Den wackern Wilsbiburgern aber ist zu wünschen, daß sie sich nicht durch ihre Erfolge oder auch durch Zureden wohlmeinender Freunde bestimmen lassen, etwa ein großes Spielhaus zu bauen, Bühne und Zuhörer zu erweitern. Für ein Stück andern Charakters möchte das ohne Schaden angehen, das Marienspiel würde unfehlbar seine schöne Bildhaftigkeit, seine gemütvolle Wärme und traute Heimlichkeit einbüßen. So wie es ist, soll es bleiben.

Josef Kreitmaier S. J.



Gegründet 1865
von deutschen
Jesuiten.

Stimmen der Zeit, Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Heinrich Sierp S. J., München, Veterinärstraße 9 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., E. Koppel S. J., J. Overmans S. J., W. Peitz S. J. in Feldkirch, zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich, M. Reichmann S. J.

Verlag: Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau. Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Hefte eine gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.